

Schloß Sandringham, wo unser Kaiser als Salt König Eduards weilte.



Die Gemächer der Königin liegen im ersten Stock. Trotz der zarten mattrosa Seidenmöbel und des hellen Blumenmusters der Tapete macht das Boudoir mit seiner belformenden Külle von Rippesflächen u. Photographien einen beengenden Eindruck. Freier athmet man in dem anstößenden sogenannten Morgenzimmer, an dessen großen Ruhebankschreibtisch die Königin ihre umfangreiche Familiencorrespondenz zu erledigen pflegt, und das außer einigen Prachtstücken von Sevres-Porzellan eine erlesene Sammlung moderner englischer Meister, Millais, Leighton und Burne-Jones, aufweist.

Rechts vom Vestibül, dem Parterre-Salon gegenüber, kommt man in die Bibliothek. Ungefähr fünftausend Bände sind auf hellen Eichenholzregalen so an den Wänden verteilt, daß das Zimmer mit Bücherrücken tapeziert erscheint. Die Sammlung ist aus englischen, deutschen und französischen Werken in ziemlich gleichen Theilen gemischt. Im Vorübergehen lesen wir einige Büchertitel. Goethes „Ausgabe letzter Hand“, Carlyles sämtliche Werke, Gréville's Memoiren, Maupassants Erzählungen und Romane. Auf Seitentischen Prachtausgaben der großen Caricaturisten Hogarth und Gillray. Wappen mit Reproduktionen Chodowiezischer und Dore'scher Stiche. Lehnstühle und Sophas mit dunkelgrünen Lederüberzügen laden zu behaglichem Lesen ein.

Wir sind wieder am Eingangportal angelangt. Eine Lindenallee führt nach den Ställen, die sechzig an Zahl im Quadrat um einen großen Hof gebaut sind. Die rechte Seite gehört den Reit-, die linke den Wagenpferden. Die dazu gehörigen Remisen enthal-

ten ein wahres Museum von Fahrzeugen zweirädrige Wägelchen aus Ceylon, canadische Schlitten, altfranzösische Coaches und Landauer, Coupés und Wigs modernster Bauart. Automobile sind ihrer bekannten Unverträglichkeit wegen in einem besonderen Schuppen untergebracht. Nicht weit davon beherbergt ein musterhaft ausgestatteter Zwinger acht Duzend Hunde aller Rassen, vom winzigen King Charles bis zum riesigen Bernhardiner.

Die weiten Jagdgründe von Sandringham sind sehr ergiebig. Sorgfältig geführte Register verzeichnen, daß von 1870 bis 1880 in jeder Saison durchschnittlich 8000 Stück Wild erlegt wurden. Die Strecke stieg jedoch 1885 bis auf 18,000 Stück, und heute schwankt das Ergebnis eines einzigen Jagdtages zwischen zwei- und dreitausend Stück, vornehmlich Hasen und Hasen.

Alles in allem genommen kann sich Sandringham mit keinem der großen Edelsitze messen, weder mit dem Chatsworth Castle des Herzogs von Devonshire noch mit Hatfield House des Marquess von Salisbury oder mit Schloß Warwick der Grafen gleichen Namens. Diese und andere Adelschlösser überragen es architektonisch wie durch den Reichtum der darin aufgespeicherten Kunstschätze und den romantischen Zauber der damit verknüpften Erinnerungen. Dafür ist es ihnen an Bequemlichkeit und Comfort ungefähr so überlegen wie ein moderner „club-chair“ einer mittelalterlichen Ofenbank. Der fortschrittliche Zug, der Sandringham beherrscht, ist für Auge und Ohr weithin kenntlich gemacht: alle Uhren im Schlosse, einschließlich der großen Schlaguhr am Giebel, gehen auf Allerhöchsten Befehl eine halbe Stunde vor.

Aus aller Welt.

Der zweite Vorsitzende des Stenographen Verbandes Stolz-Schreib. Herr Referendar Daniel (ehemaliger Fachgraph) in Berlin hat den Dr. jur. erworben. Die Dissertation hat den Titel: Die Curialienformel „von Gottes Gnaden“, ein Beitrag zur Lehre vom göttlichen Rechte der Krone.

Künstliche Schädelverunstaltungen. Ein großer Theil des Menschengeschlechts hat von jeher die sonderbare Neigung gehabt, seinen Körper nach seinem Geschmack zu verbessern, richtiger gesagt aber, zu verunstalten. Wir brauchen ja nicht in ferne Länder zu reisen, um dafür Beispiele zu sammeln. Die große Energie, mit der jetzt die Reformbewegung in der Mode auftritt, sagt für sich allein genug. In den Ländern europäischer Kultur wird, wenigstens vom weiblichen Geschlecht, der Kumpf in unnatürliche Formen gezwängt, bei den chinesischen Frauen sind es die Füße, bei anderen Völkern ist es aber gar der Kopf, der unter eigenthümlichen Geschmackrichtungen seiner Besitzer zu leiden hat. In Nord-Indien, im Gebiete des Bundschab besteht die Sitte, die übrigens auch in anderen Gegenden zu finden ist, den Schädel der Kinder, so lange er noch weich ist, in eine Form zu pressen, die den dortigen Menschen als Schönheit an diesem Körperteil gilt. Der Zweck wird auf verschiedenen Wegen erreicht; die Kinder werden z. B. beim Schlafen derart gebettet, daß ihr Körper auf mehreren Stofflagen ruht, während der Kopf auf dem harten Boden liegt. Auf diese Weise wird eine Abplattung der hinteren Schädelhälfte erzielt, ohne die ein Kopf nach der Meinung der dort lebenden Leute nicht schön genannt werden kann. Außerdem befördert freilich die Mutter die Ausbildung der gewünschten Form noch dadurch, daß sie täglich das Hinterhaupt des Kindes mit ihren Händen bearbeitet. Aber das bildnerische Bedürfnis jener Indier geht noch weiter. Auch die Nase muß ihre ganz besondere Form haben, nämlich lang und spitz sein. Um die gewünschte Nasenform bei den Kindern heranzubilden, drückt und zieht die Mutter dieses Organ sonst zwischen ihren Händen. Es wird auch oft auf die Mitte des Kinnes mit einem Stod ein Druck ausgeübt, weil ein Doppelsinn für schön gilt. Die Abplattung des Hinterkopfes wird auch noch durch eine besondere Art der Kopfbedeckung erreicht, die eigentlich nichts ist als ein thönerner Topf, in den das Kind, besonders während des Schlafes den Kopf hineinstecken muß. Mehr einverstan-

Brod und Milch sind zwar recht nahrhaft und es hat Deur gegeben, die sich ihre Lebenslang von ihnen näherten; aber der moderne Kulturmenschen hat nun einmal feinsinnigere Neigungen und bedarf, um sich wohlzufühlen, einer abwechslungsreicheren Kost. Heutzutage stellt nicht nur der Reiche, sondern auch der Minderbemittelte andere Ansprüche an die Küche, wie unsere Altvordern. Wir begnügen uns nicht allein mit Nahrungsmitteln, wir brauchen auch sogenannte Genussmittel, die den Appetit anregen. Wenn diese dann nebenbei noch Nährwerth besitzen, so ist es um so besser. Salz, Pfeffer und andere Gewürze waren von jeher in der Küche unentbehrlich, denn ohne sie würden die Speisen einen tadeln Geschmack haben und nur mit Widerwillen genossen werden. Seit Jahren aber wird die Speisekammer aller Stände durch immer neue Mittel bereichert, die bald größeren bald geringeren Werth besitzen. Ganz ausgezeichnet hat sich nun das erst seit einiger Zeit eingeführte „Siris“ bewährt, daß sich merkwürdig rasch einen großen Freundeskreis erworben. „Siris“, ein dem Gehalte und Werthe nach dem besten Fleischextract vollkommen ebenbürtiges Präparat, übertrifft diesen aber bedeutend an Wohlgeschmack und ist circa die Hälfte billiger. „Siris“ erweist sich im Haushalte ebenso unentbehrlich wie in der Küche der Krankenhäuser; seine Vorgänge haben bereits in medicinischen Kreisen volle Würdigung erfahren. 494,83

Wer das neue, wesentlich verbesserte Präparat — in allen Colonialwaaren zc. Handlungen erhältlich — noch nicht versucht hat, verläumt nicht, sich von der vorzüglichen Qualität zu überzeugen. Wo nicht zu haben, verlange man unter Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken Probestöpfchen, ab Fabrik: „Siris-Gesellschaft“ m. b. H. Frankfurt a. M.

Hugo Aschner

34 Wilhelmstrasse 34.

Fortsetzung des Ausverkaufes in

Blousen, Costume-Röcken, Jupons.

Gold- u. Silberwaaren. Uhren.

Kein Laden. Billig. Langgasse 3, 1 Stiege, an d. Markstrasse. Kauf und Tausch von altem Gold und Silber.

Etagegeschäft Langgasse 3, 1 Stiege, Fritz Lehmann, Goldschmied.

Kein Laden. Billig. Kauf und Tausch von altem Gold und Silber. 777

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 45.

Wiesbaden, den 12. November.

XVII. Jahrgang

Bemerkenswerthes von der Gans.

Die Gans ist jetzt der beliebteste Braten des bürgerlichen Haushaltes und mit dem ersten November, dem Martinstage, tritt seine Konsumation in den Zenith.

Die Gans ist für Deutschland, was der Truthahn für Frankreich ist. Obwohl in einzelnen Gruppen über die ganze Erde verbreitet, ziehen doch die meisten Arten, besonders zum Brüten, die nördlichen Küstengegenden vor. Wir besitzen in Deutschland dreierlei wilde Gänse; die Graugans mit orangefarbenem Schnabel, die Feldgans mit schwarzer Schnabelfarbe, und die Saatgans mit schwarzem Schnabel, der nur um die Nasenlöcher einen rothen Ring zeigt. Die letztere ist es, welche von den Jägern gewöhnlich als wilde Gans bezeichnet wird; ihr gefolgt sich bisweilen die Blaugans zu, die sich durch einen großen weißen Stirnstrich auszeichnet, welcher von einem schwarzen Ringe eingefasst ist.

Wenn auch das Sprichwort, „dumme wie eine Gans“ heißt, so ist dies doch, wenigstens in Beziehung auf die wilde Gans, durchaus unrichtig. Diese ist unter allen jagdbaren Vögeln der klügste und vorsichtigste und spielt dem Federwild gewissermaßen dieselbe Rolle wie der Fuchs unter dem Haarwild.

Am Rhein gibt die Zahl der geschossenen Wildgänse dem Jäger erst den richtigen Werth, und es ist seine Lust endlich, die er nicht anwendet, um ihnen beizukommen. Die Hütten in der Nähe der Klänge (eisfreie Stellen an Seen und Flüssen), in welchen man ihnen auflauert, müssen außerordentlich gut versteckt sein, wenn die Gänse, welche vor dem Einfall mehrmals spähend in der Luft umherkreisen, sie nicht gewahren sollen. Bei dem Lesen auf den Feldern stellen sie Wachen aus und häufig gelingt es dem Jäger nur, sich auf die Weise zu nähern, daß er als Bauer verkleidet mit Pflug oder Leiterwagen, auf welchem die Plinte verborgen liegt, sich scheinbar absichtslos dem Orte nähert wo die Gänse eingefallen sind. Meist geschieht es nur der Fiebern und Ehre wegen, daß man auf diese Jagd auszieht; denn nur die jungen Gänse sind ehbar.

Die Graugans mischt sich gern unter die Hausgänse und es entpinnen sich oft zwischen wilden Weibchen und zahmen Männchen zärtliche Verhältnisse, während die Saatgans vollkommen wild bleibt. Die Hausgans, die überall in der gemäßigten Zone gezüchtet wird, hat sich dadurch wesentlich verändert, indem ihr Gefieder vielfarbiger und ihr Körper weit größer geworden ist. Die Flachländer des nördlichen Deutschlands, außerdem das Elsaß, Holland und Belgien gelten für Hochschulen der Gänsezucht.

Man benutzt die Vögel bekanntlich zur Gewinnung der Federn, indem man ihnen zweimal im Jahre die Daunen aus der Brust und aus dem Bauche rupft.

Bei ihrer Nahrung kommen zwei durchaus verschiedene Prinzipien zur Anwendung. In den nördlichen Gegenden, besonders in Pommern, geht das Bestreben dahin, so viel Muskelfleisch als möglich zu erzeugen; die Gänse werden deshalb höchst reichlich gefüttert, daneben aber auch auf den Weiden und durch Umherjagen viel in Bewegung erhalten, so daß besonders die Flügelmuskeln und die Schenkel die stärkste Entwicklung der Fleischmasse zeigen. Gefalzen und geräuchert werden diese Theile als Pommersche oder Rügenwalder Gänsebrüste, die Schenkel als Gänseflinten in den Handel gebracht.

Im Elsaß, wie in Mähren und Böhmen geht die Absicht dagegen auf Erzeugung von Fett und die damit zusammenhängende Vergrößerung der Leber. Während Lust, Licht und Bewegung die Bedingungen der Fleischherzeugung sind, muß man im Gegentheil Ruhe, Dunkelheit und Durst in Anwendung bringen, um jene ungeheuren Fettmassen und pfundschweren Lebern zu gewinnen, durch welche die Straßburger Gänseleberpasteten so berühmt geworden sind. Die Thiere werden daher in enge finstere Ställe gesperrt, bis zum Uebermaß mit gekneteten Kugeln oder Rindern deren Hauptbestandtheil Mais ist, gestopft und ihnen das Wasser bis zur Grenze des Verdurftens verweigert. In vier bis sechs Wochen ist ein Gans „fertig“, sie hat dann jene eigenthümliche Entartung der Leber, eine zollhohe Specklage auf dem Körper und ein schlechtes, saft- und geschmackloses Fleisch.

Die Jugend einer Gans erkennt man daran, daß ihre Füße noch blaß aussehen und sich leicht ausreißen lassen, daß der Ring um die Pupille — bei alten Thieren blau oder gelb — noch weiß ist, daß der Schnabel eine bläugelige Farbe hat und daß man die Gurgel leicht zerdrücken kann, die wie Glas bricht; bei alten Gänsen läßt sie sich kaum biegen. In den Monaten Februar und März wenn sie in den animalischen Triebhauern, den Brutanstalten, aus Licht getrocknet sind, gehören die jungen Gänselein in einem Alter von 5—6 Wochen zu den Delikatessen und wird eine solche aus Haut und Knochen bestehende „Reinheit“ wie bekannt, doppelt so hoch wie eine ausgewachsene Gans bezahlt. In diesem frühen Alter ist die Haut mit dem feinsten Fett unterwachsen und sie bildet den eigentlichen Federbüschel. Bei einer Martinsgans aber ist das Fleisch und vorzugsweise die garten Bruststücke, die am begehrtesten sind. Am besten schmeckt die Gans selbstverständlich vom Herbst bis Weihnachten; je später nach Martine, desto zäher wird das Fleisch, doch kann dasselbe sehr verbessert werden, wenn man es etwas durchfrieren läßt, weil es hierdurch mürbe wird, nur muß die Gans zuvor ausgenommen werden.

Winke für den Geflügelbesitzer vor Eintritt des Winters.

Im Herbst tritt unter dem Geflügel eine Art von Ruhepause ein, d. h. das Eierlegen ist beendigt, die Hühner vermauern sich und beginnen sofort wieder, wie auch die Gänse und Enten nach dem letzten „Hupf“ die für die kommende Saison zum Legen notwendigen Stoffe aufzuladen und aufzunehmen. Sie werden täglich wieder schwerer an Gewicht, bis sie legfähig geworden. Diese Ruhezeit die vor Eintritt der kälteren Jahreszeit beginnt ist für den Besitzer von Geflügel der günstigste und willkommenste Zeitpunkt, seine Geflügel einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, wird aber leider nur von wenigen strikte eingehalten zum größten Nachtheile der Thiere und unaussprechlichen Schaden der Ernährer derselben. Zweifelslos sind größte Reinlichkeit in Stall und Hof, sowie Lüftung des ersteren die wichtigsten Bedingungen für ein erfolgreiches Gedeihen der Bewohner der Ställe. In sämtlichen Stallungen für Geflügel müssen daher auch alle

Holztheile: Stangen, Vegetanten, Futtertröglein usw. herausgehoben und mit heißem Wasser ausgewaschen werden, um jeden, noch vorhandenen Schmutz, der oft ungeziefer in sich birgt, zu beseitigen. Die Wände und die Decke des Stalles werden geweißt und in die Fugen wird Karbolsäure gesprüht, um jeglichem Ungeziefer zu Leibe zu rücken. Nachdem der Boden sorgfältig ausgekehrt ist, wird er mit Sand, Asche oder besser mit Torfmull oder Abfällen und einer Unterlage Stroh, (diese des leichten Reinigens wegen) eingestreut. Die Nester werden ebenfalls zurecht gemacht und je mit einem Porzellaneier versehen; diese sind insbesondere darum den eigentlichen Eiern vorzuziehen, da die gelegten dann täglich weggenommen werden können und auch im Falle des Eindringens von Eierdieben diesen leichter auf die Spur zu kommen ist, da Marber, Zitis usw. die Porzellaneier unterwegs fallen lassen, oder aber, an ihren eigentlichen Versteck gebracht, nicht verzeihen können und ihn dadurch leichter verrathen. Von großem Vortheil ist es weiter, wenn während der Reinigung der Lokalitäten der Hühner dieselben auf einige Tage an einem anderen Orte untergebracht werden können, wegen Fernhaltung des Ungeziefers; damit behaftete Thiere müssen von demselben sorgfältig gereinigt werden, um nicht neue Plagegeister in die gereinigte Behausung zu verpflanzen. Einzelne stehende Bretterhäuser müssen natürlich gegen Kälte und Zugwinde etwas geschützt werden, insbesondere müssen alle Ein- und Ausgänge, Dach- und Untergrund genau visitirt und nöthigenfalls ausgebessert werden um Geflügelfeine möglichst fernzuhalten. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß ein kalter Stall durchaus nicht verhindert, daß die Thiere nicht ebenjohald zu legen beginnen, wie in einem warmen, sobald nur die Fütterung, auf die ich nachher zurückkommen werde, die richtige ist, im Gegentheil, in dampfen Viehställen, wo Hühner, Enten und Gänse oft in einem ganz schmutzigen Winkel untergebracht sind, und oft ganz schlechte Luft voranden ist, sind diese viel leichter Krankheiten ausgelegt, haben darum oft Monate lang ein schlechtes Aussehen, erkälten sich leicht, wenn sie ins Freie kommen und die Hausfrau wartet vergebens auf das erste Ei. Was heißt aber richtige Fütterung? Dahin gehört in erster Linie gutes Trinkwasser, in der kalten Jahreszeit für Hühner fortwährende Gelegenheit zum Scharten, um die Thiere in einiger Bewegung zu erhalten, vor allem aber sämtlichem Geflügel einiges Grünfutter. Dieses ist von größtem Einfluß auf das Wohlbefinden derselben und wer nicht versäumt, seinen Thieren im Winter Kraut, Kohl, Rüben, Salat, Küchenabfälle und dergleichen zu reichen, der wird sich sicherlich unter den ersten sein, die frühzeitig Eier im Stalle finden. Wie oft hört man nicht, daß in einem Hause die Hühner längst legen, während gleich alte nebenan beim Nachbar lange auf sich warten lassen. Hier darf sicher angenommen werden, daß erstere Gelegenheit hatten, sich Grünfutter zu verschaffen und seien dies auch nur Rüben, die in Scheiter oder Hof als Viehfutter sich vorfinden. Des weiteren sind von Einfluß auf frühzeitiges Legen: gebröckelte Eierchalen, Sand, gerothete Knochen, Fleischabfälle, diese können in Ermangelung ersetzt werden durch Fleischfuttersmehl, mit schwarzem Mehl vermengt, geboden und zerbröckelt vorgelegt. Wer sich auf diese Weise für den Winter vorzieht, der wird sicherlich für seine kleine Mühe reichlich belohnt werden, wie ich ausjähriger Erfahrung bestätigen kann.

Landwirthschaft.

Vorausbestimmungen von Nachfrösten. Die Vorausbestimmung von Nachfrösten ist nicht nur von allgemeinem Interesse, sondern es ist auch für den Landwirth und Gärtner von ungeheurer Wichtigkeit, zu erfahren, ob die Temperatur der folgenden Nacht auf den Gefrierpunkt oder unter denselben sinken wird. Man nimmt ein sogenanntes feuchtes Thermometer, d. h. ein Thermometer, dessen Quecksilberfäul mit Gaze umwickelt ist, die in ein Gefäß mit Wasser niederhängt und mißt damit Nachmittags 2 Uhr die Temperatur und zieht von der erhaltenen Zahl der Grade $4\frac{1}{2}$ Grad nach Celsius oder 4 Grad nach Reaumur ab. So erhält man den tiefsten Stand der Nachttemperatur bis annähernd an $\frac{1}{2}$ Grad Celsius.

Dampfiger Hafer wird wieder hergestellt. Wenn pulverisirte Holzspäne (auf 24 Scheffel etwa 1 Scheffel Kohle) in getrocknetem Zustande durch Umschauen mit dem Hafer vermischt wird und dieser 8 Tage liegen bleibt. Die nachherige Entfernung des Kohlenstaubes wird mittels der Windsege auf leichte Art bewerkstelligt. Der Kohlenstaub kann auch unter dem Hafer bleiben, da er dann für die Pferde eine Art Reinigungsart ist.

Herbstzeitlose. Ein gefährliches Wiesentraut ist die Herbstzeitlose, da, wenn dieselbe reichlich im Futter vorhanden ist, bei den Kühen leicht Erkrankungen oder Verkalkungen auftreten. Die Herbstzeitlose hat etwa 20—25 Ctm. tief unter der Erdoberfläche des Bodens eine Zwiebel, woraus im Frühjahr die Blätter, im Herbst die Blumen herauswachsen; das Abreißen oder Abbrechen des Stiels hat also keinen oder nur wenig Werth, sondern man muß nahe beim Stod, bezw. bei den Blüthen mit einem für diesen Zweck besonders konstruirten Messer tief hinunterstechen, um die Zwiebel zu zerstören. Eine Wiederholung des Verfahrens ist deshalb nöthig, weil bei manchen Pflanzen auch nach dem Durchstechen noch ein Nachsthum, wenn auch nur ein geringes stattfinden kann. Auf größeren Gütern hat man auf diese Weise in 2 Jahren die Herbstzeitlosen der Wiesen mit bestem Erfolg bekämpft. Das oben erwähnte Messer hat einen langen Stiel (70—90 Ctm.), so daß man sich nicht zu bücken braucht bei der Arbeit.

Das Düngen der Wiesen. Die Herbst- und Winterzeit ist eine geeignete Zeit zum Düngen der Wiesen. Der pflanzenfressende Viehwürger, der nährstoffreiche, gut geseigte Kompost wird gewöhnlich im Winter bei Frostwetter auf die Wiesen gebracht, da dann ein Befahren derselben möglich ist. Ausgestreut wird er im Frühjahr, und da er schnell wirkt, ist dies auch früh genug. Da das Bedürfnis der Wiesenpflanzen nach Phosphorsäure und Kali ein großes ist, so erzielt man durch Düngung mit Phosphatmehl und Kainit außerst gute Resultate. Beide Dünger werden am besten im November und Dezember gegeben, da zur Auflösung ihrer Nährstoffe, der citrullischen Phosphorsäure und des Kalis, Zeit nöthig ist, und sie nur dann für die erste Heuernte voll zur Wirkung kommen. Sind Ueberdüngungen zu befürchten, so wartet man mit dem Kainit bis zum Frühjahr. Es genügen pro Morgen 2 Centner 16prozentiges Phosphatmehl und 2—3 Cent-

ner Kainit. Ist die Wiese im schlechten Kulturzustande, so thut man gut, die doppelte Düngung zu geben. Wohl zu bemerken ist, daß alle Wiesen jährlich gedüngt werden, da eine Unterbrechung der Düngung ein Jahr um andere gleich zu minderwerthigen Resultaten führt. Eine abwechselnde Düngung mit Kompost und Kunstdünger hat sich sehr gut bewährt. Das Düngen mit Superphosphaten, Chilisalpeter, Kalk, Mergel und Asche ist eine Frühjahrsarbeit, gehört also nicht hierher.

Obst- und Gartenbau.

Geschwächte ältere Spalierbäume und Pyramiden-Bäume, welche in verwahrlostem Zustande sich befinden, können durch starken Rückschnitt (Verjüngung) und zwar ins ältere Holz, aber immer da, wo ein neuer Trieb früher begonnen hat zu neuem Leben erweckt werden. Erforderlich ist dabei natürlich, daß die Wunden sorgfältig mit Baumwachs überstrichen werden und daß ein Reinigen der Wunde, wenn möglich ein gängliches Ueberstreichen aller Theile des Baumes erfolgt. Besonders nothwendig ist es aber auch, daß zugleich die obere Erde 30—40 Centimeter tief weggeräumt und durch mit Dolgache und Ruß gemischten, frischen Gartenboden ersetzt wird. Sollte man hierbei einige Wurzeln beschädigen, so schadet dies nicht. Dieselben werden in diesem Falle frisch angeknippt und bilden dadurch an den Schnittstellen zahlreiche Faserwurzeln, welche dem Baum neue Nahrung zuführen. Auch flüssige Düngung ist hier außerordentlich zweckmäßig.

Verwendung von Bäumen im Winter. Wenn ein Strohhallen mit Bäumen unterwegs eingetren ist und bei Frost ankommt, soll man ihn niemals sofort auspacken, sondern immer Thauwetter abwarten. Bis dahin wird der Ballen an einem Orte gebracht, an dem er zwar frostfrei aber nicht warm liegt, so daß die Bäume nach und nach aufthauen, nicht plötzlich. Man kann zur vorläufigen Aufbewahrung den Keller wählen; wenn der Frost noch nicht zu tief in den Boden eindringt, eine tiefe Grube im Garten aufwerfen, den Strohhallen hineinlegen und die Erde daraufdecken.

Frühgemüse zu einer Zeit, wo Gemüse überhaupt selten ist, kann man sich verschaffen, wenn man im Herbst die geschlossenen Kraut- und Wurstköpfe möglichst hoch abschneidet, den Stumpf mit einigen Blättern stehen läßt und ihn dann um ihn gegen Kälte zu schützen, im Späthjahr ganz zubäufelt. Die Strünke überwintern sehr gut und treiben im kommenden Jahre sehr frühzeitig aus, ein angenehmes schmeckendes Gemüse liefernd.

Vermehrung des Weizkohl. Folgende Methode, nach welcher man vom Weizkohl guten, feinsäugigen Samen erhalten kann, ist vielfach noch wenig bekannt. Im Herbst, wenn die Köpfe ausgeschlitten werden, nehme man einige von den großen, äußeren Blättern breite diese auf der Erde aus, so daß die innere Fläche nach unten liegt und läßt sie den Winter über so liegen. Wenn man im Frühjahr die Blätter aufnimmt, wird man sehen, daß sich an der Innenfläche eine Menge Samenkörner gebildet hat. Nachdem die Blätter bei gelinder Ofenwärme getrocknet worden sind, kann man durch Zerreiben derselben den Samen abscheiden, der sehr ölig ist und im folgenden Sommer größere und schönere Kohlköpfe liefern soll als der aus den Blättern gezogene Samen.

Für die Küche.

Kriek- oder wilde Enten zu braten. Diese Vögel müssen vor dem Gebrauch erst einige Tage hängen, da sie sonst thranig schmecken. Man bereitet sie gut vor, wie zahme Enten, reibt sie mit Salz ein, steckt in jedes Thier eine kleine Zwiebel, wickelt sie in Speck und brät sie $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden gar mit reichlich Butter und Wasser oder Rothwein. Man nimmt den Vogel, wenn er gar ist, aus dem Speck, entfettet die Sauce und macht sie noch etwas sämig. Man kann der Sauce auch etwas Citronensäure und Wachholderbeeren hinzusetzen.

Kochhühner-Koteletten. Man zertheilt junge Hühner in zwei Hälften, schneidet von den Füßen die Klauen ab, biegt das Beinchen dann nach innen und steckt es durch ein eingeschnittenes Loch, sodann man eine gehörig geformte Kotelette erhält, deren Knochen das Beinchen vorstellt. Diese Koteletten klopft man leicht, bestreut sie mit Pfeffer und Salz, taucht sie in geschmolzene Butter, bestreut sie mit feingehackten Trüffeln, brät sie auf dem Rost oder in einer Pfanne zu schöner Farbe und übergießt sie beim Anrichten mit brauner Jus, die mit dem Saft einer Citrone geschärft ist.

Es hat gewiß seine Berechtigung, große Versammlungsräume, Salons usw. mit Gasglühlicht, elektrischem Licht oder dergl. zu erleuchten. Ein Anderes ist es jedoch hinsichtlich der Wohnräume. — Wie gemüthlich ist es in unserm trauten Heim bei der brennenden Petroleumlampe, wenn wir die Gewissheit haben, daß durch dieselbe keinerlei Unglück angerichtet werden kann. Lesen wir doch fortwährend in den Zeitungen von Personen- und Sachbeschädigungen, welche durch Explosion solcher Lampen verursacht werden. Es kommt also darauf an, ein Öl zu brennen, welches frei von diesen Eigenschaften ist. Als solches können wir das seit vielen Jahren rühmlichst bekannte Kaiseröl (nichtexplosives Petroleum) aus der Petroleum-Raffinerie vorm. Aug. Korff in Bremen bezeichnen. Das Kaiseröl hat einen so hohen Entflammungspunkt, daß, wie unzählige Versuche ergeben haben eine mit demselben Öl gefüllte Lampe beim Umfallen verloscht, indem das ausfließende Öl die Flamme erstickt, daher viele große Fabriken in ihren Arbeitsräumen nur Kaiseröl brennen, wie denn auch viele Versicherungsgesellschaften dasselbe als Beleuchtungsmaterial vorschreiben. — Weitere Vorzüge des Kaiseröls im Vergleich gegen gewöhnliches Petroleum sind die die wasserhelle Farbe und der Geruch, welcher kaum noch an Petroleum erinnert und last not least, das sparsamere Brennen; auch möge nicht unerwähnt bleiben, daß sich das Kaiseröl ebenso vorzüglich für Kochmaschinen wie für Lampen bewährt hat.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Nr. 265.

Mittwoch, den 12. November

1902.

Die Perle des Schwarzwaldes.

Roman von Ed. Wagner.

GD

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Eine reiche Lady sah Fräulein Alice's Arbeiten und engagierte sie, auf ihr Landgut in Dorshire zu gehen und dort alte werthvolle Teppiche auszubessern“, fuhr Gretchen fort. „Die Lady rief uns, in ihrer Yacht zu fahren, um uns Kosten zu sparen, da die Yacht doch nach dem Plage zurückgehen müsse. Wir willigten ein, fuhren nach dem Hafen und wurden an Bord gebracht. Wir waren mehrere Tage auf der See und wurden in Black Rock gelandet, wo wir seitdem gewesen sind, — etwa sieben Monate lang.“

„Das ist sehr seltsam. Black Rock gehört keiner Dame. Der jetzige Eigentümer, ein entfernter Verwandter der Cathcains, hat den Ort nie besucht. Das alte Haus ist dem Verfall überlassen.“

„Es schwebt ein Geheimniß über der Sache, welches wir nicht zu enthüllen im Stande sind“, sagte Alice sanft. „Wir glauben nicht, daß Lady Trevor, die Lady, welche mich engagierte, weiß, daß wir nach Schottland gebracht worden sind. Ich muß einen Todfeind haben, der mir unbekannt ist und der mich verderben will. Auf andere Weise kann ich mir das Alles nicht erklären, was mir begegnet ist. Wir sind durch ein Wunder zweimal dem Tode entgangen, aber der geheimnißvolle Feind wird nicht ruhen, mich bis hierher zu verfolgen und, wenn Sie uns nicht retten, so sind wir verloren, denn meine Kraft ist gänzlich gebrochen!“

„Meine Herrin hat einen Feind“, nahm Gretchen nach einer Pause wieder das Wort, „einen heimlichen und furchtbaren Feind. Er muß von dem Engagement Kunde gehabt und die Gelegenheit benutzt haben, uns aus der Welt zu schaffen. Wir wurden entweder an Bord einer falschen Yacht gebracht oder der Kapitän von der Yacht der Lady Trevor wurde von unserm Feinde zu seinem schändlichen Vorhaben gedungen. Wir wurden nach Black Rock gebracht, wo wir einen Mann und eine Frau vorfanden. So genau war unser Feind von dem Vertrag Fräulein Alice's mit Lady Trevor unterrichtet und so gut hatte er Alles vorbereitet, daß wir in Black Rock ein Zimmer fanden, dessen Wände mit schadhafte Teppichen behängt waren, gerade so, wie wir es zu finden erwarteten; und in dem Glauben, wir befänden uns im Hause der Lady Trevor, fing meine Herrin an zu arbeiten.“

„Seltsam, sehr seltsam“, murmelte Mac Dougal, die beiden Fremden scharf beobachtend.

„Wir ahnten nichts von einem Complot gegen uns“, erzählte Gretchen weiter, „bis vor einigen Monaten ich den Mann, die Frau und eine dritte Person davon sprechen hörte, daß sie uns tödten wollten. Sie entdeckten, daß wir sie belauscht hatten und würden uns sogleich ermordet haben, wären sie nicht gezwungen gewesen, des Wetters wegen noch länger zu Black Rock zu verweilen und hätten sie sich nicht vor bösen Geistern gefürchtet. Sie schlossen uns in dem alten Thurm ein und warteten auf besseres Wetter. Vor einigen Nächten schlachten sie in unser Zimmer, um ihr Werk zu vollenden und uns im Schlafe zu ermorden.“

Mr. Mac Dougal und seine Frau äußerten einen Ausruf des Erstaunens und Gretchen, entrüstet über das ihr und ihrer Her-

rin zugefügte Unrecht, schilderte in lebhaften Farben die Erlebnisse jener schrecklichen Nacht, erzählte, wie sie ihre Furcht bewerkstelligt und fortgesetzt, sowie auch Alles, was sie auf ihrer Reise erlebt hatten. Zum Schluß beschwor sie Mr. Mac Dougal, sich ihrer Herrin und ihrer selbst anzunehmen und sie vor den Mordhänden des rohen Jarvis zu beschützen.

„Ich weiß, daß Jarvis uns verfolgt“, fügte sie hinzu. „Fräulein Alice kann nicht morgen die Reise fortsetzen und er wird uns hier finden. Versprechen Sie uns, Mr. Mac Dougal, daß Sie uns beschützen wollen. Im Namen Gottes, nehmen Sie sich zweier hilflosen Geschöpfe an, welche auf Ihr Erbarmen angewiesen sind.“

„Es ist eine wunderbare Geschichte“, sagte der Hochländer vorsichtig, und sein Gesicht zeigte eine sehr bedenkliche Miene. „Ich habe nie so etwas gehört. Aber wie Sie sagen: Sie können in einigen Tagen nicht an die Weiterreise denken. Die junge Lady ist übermüde und Sie sehen ebenso aus. Sie können bei uns bleiben; machen Sie es sich bequem.“

„Und Sie wollen uns schützen, wenn Jarvis 'ommt?' fragte Gretchen hastig.

„Ich werde sehen“, antwortete der Mann, „jedes Ding hat zwei Seiten; und ich muß erst beide hören, ehe ich ein Versprechen geben kann.“

Gretchen rang verzweifelt die Hände. Des jungen Mädchens bleiches, schmales Gesicht zuckte fieberhaft, und sie machte einen Versuch sich zu erheben.

„Nagt Euch nicht auf!“ mahnte Mac Dougal. „Ihr könnt hier bleiben und seid willkommen. Aber ich muß offen sagen, die Geschichte, die Sie mir da erzählt haben, klingt nicht ganz glaubwürdig. Die Menschen begehen in diesem Lande und in dieser Zeit keine Mordthaten. Wenn solche vorkommen, so ist es in London oder im Süden, aber nicht im Hochlande. Ich denke, die junge Lady ist vom Hause entflohen. Es mag ein falscher Liebhaber im Spiele sein oder sie lehnt sich auf gegen das Gesetz und die Autorität, entgegen den heiligen Bestimmungen, und Sie helfen ihr dazu und ermuntern sie. So muß ich denn erst die andere Partei hören.“

„Jarvis wird sagen, daß er Vorsteher einer Irrenanstalt und wir entsprungene Patienten sind“, bemerkte Alice bitter.

Mac Dougal sah seine Gäste mißtrauisch an. Es dünkte ihm, daß diese Angabe allerdings einen starken Schein von Wahrscheinlichkeit haben würde.

„Ich behalte mir mein Urtheil vor, bis dieser Jarvis kommt“, sagte er. „Wenn ich beide Theile in der Sache gehört habe, werde ich meine Entscheidung treffen und diejenige begünstigen, welche mir am wahrscheinlichsten scheint.“

Mrs. Mac Dougal, welche bis dahin ruhig zugehört und das junge Mädchen mit Theilnahme und Verwunderung betrachtet hatte, schien eine ganz andere Ansicht gewonnen zu haben als ihr Mann und mischte sich jetzt plötzlich in das Gespräch.

"Kümmen Sie sich nicht", sagte sie. "Ich glaube Ihnen Beide. Wenn ein Mann, Jarvis oder wie er sich nennt, hierher kommt, soll er auch wieder gehen und wir wollen ihm den Weg schon zeigen. Merke Dir das, William! Hanna Mac Dougal nimmt diese armen Frauen in ihren eigenen Schutz und sie sollen sicher in diesem Hause sein und unbehelligt fortgehen, wenn sie ausgeruht haben. Merke Dir das, William!"

Ihre Augen funkelten und ihr stark markirtes Gesicht zeigte den Ausdruck hoher Entrüstung. Sie erschien den Flüchtlingen wie ein Engel.

"Wir wollen sehen!" sagte der Herr des Hauses, etwas milder gestimmt. "Winde Dich nicht durch ein Versprechen, Hanna. Wir wollen die andere Partei —"

"Die andere Partei!" wiederholte die Frau zornig. "Was kümmert mich die andere Partei? Ich will meinem eigenen Geschlecht beistehen William. Es sind Frauen und ich bin eine Frau, und ich will nicht, daß sie von Männern belästigt werden. Dies Haus ist ihre Zuflucht und soll nicht ihr Untergang werden."

Sin trat ein und flüsterte ihrer Herrin etwas ins Ohr. Diese stand auf.

"Die Kammer ist in Ordnung", sagte sie. "Ich will Sie selbst hinaufbringen."

Grethchen stand auf, zögerte aber, zu gehen.

"Ich kann nicht schlafen, wenn ich mit Furcht an jenen elenden Jarvis denken muß", sagte sie. Mr. Mac Dougal, kann ich denn nichts sagen, um Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe? Wenn Sie uns doch glauben und versprechen wollen, uns zu beschützen, wir würden Sie segnen für Ihre Güte; aber wenn Sie Jarvis Gehör schenken, sind wir verloren!"

"Wenn Sie die Wahrheit sprechen", entgegnete der Bauer, "können Sie es beweisen, werde ich Ihr Freund sein."

"Aber wie kann ich Beweise bringen?" fragte Grethchen verzweifelt. "Sie wollen unser Wort nicht als glaubwürdig annehmen."

"Sie sagen, daß dieser Jarvis nur ein lahmes Pönnig hat; so wird ein Tag oder mehrere vergehen, ehe er kommt. Die junge Lady aber kann so schnell nicht wieder fort. Wahrscheinlich haben Sie irgendwo Verwandte, Freunde oder Bekannte. Schreiben Sie denselben und warten Sie auf Antwort. Wenn diese Ihre Worte bestätigen ist es gut; wenn nicht, so soll Mr. Jarvis geglaubt werden."

Alice wurde unruhig, Sie dachte an ihre frühere Wirthin; aber, wenn diese auch den Brief beantworten würde, war doch nicht anzunehmen, daß sie selbst kommen werde. Ja, sie fürchtete sogar, daß sie von Mr. Thomas gar keine Antwort erhalten möchte, da es ihr nach ihrer monatelangen Abwesenheit von London in einen Briefe kaum gelingen würde, ihr langes Schweigen zu entschuldigen.

Sie dachte an Lady Trevor; aber die, glaubte sie, war gewiß schon längst die Gattin Lord Glenham's und konnte sie nicht in Anspruch nehmen.

Grethchen verfolgte dieselben Gedanken wie ihre Herrin, auch sie zog dieselben Personen in Betracht.

Sie dachte an Craiton, sie wußte, daß er eilen würde sie zu beschützen, und daß er mit Freunden die Gelegenheit erfassen würde, ihrer Herrin einen Dienst zu erweisen.

"Da fällt mir ein Freund ein, welcher nicht nur unsere Aussagen bestätigen sondern auch hierher kommen und uns abholen wird", rief sie freudig. "Geben Sie mir Tinte, Feder und Papier und ich will sogleich schreiben."

"Der Brief kann dann morgen früh abgeschickt werden", sagte Mac Dougal. "Die Wochenpost geht morgen hier durch."

Mrs. Mac Dougal brachte Papier, Feder und Tinte und Grethchen, so müde und abgespannt sie auch war, setzte sich nieder zum Schreiben. Währenddessen gab sich Alice ihren trüben Gedanken hin. Sie sah keinen Ausweg als an Lady Trevor oder — an Lord Glenham zu schreiben und der Gedanke an ihn, an den Mann ihrer ersten Liebe, erfüllte sie mit unnenbarem Schmerz.

"Willst Du an Lord Glenham schreiben, Grethchen?" fragte Alice in deutscher Sprache. "Ich vermag nicht!"

"Nein. Ich werde nicht an diesen falschen Mann schreiben, sondern an den treuen", erwiderte Grethchen entrüstet. "Ich schreibe an den, der uns beistand in Sorgen und Kummer und ihnen einen ehrenhaften Namen und eine hübsche Heimstätte anbot, als Sie allein und verlassen waren — ich schreibe an Mr. Craiton!"

Alice erklärte sich damit einverstanden und Grethchen begann ihren Brief zu schreiben, indem sie berichtete die Erlebnisse seit der Entfernung von London, und bat Mr. Craiton zu ihr zu eilen und zur Befreiung, da sonst die Mr. Mac Dougal sie an ihren Feind ausliefern würde. Sie siegelte, adressirte den Brief und gab ihn an ihren Wirth.

"Und nun", sagte Mrs. Mac Douglas, "sind Sie ganz sicher, bis Sie von ihrem Freunde Antwort erhalten. Wenn Jarvis kommt, muß er solange warten. Sie haben Williams Wort und können ruhig sein. Das Bett ist fertig und die junge Lady sehr schwach und krank!"

Sie nahm ein Licht und schritt langsam der Thür zu. Alice wollte sich erheben, sank aber sogleich wieder halb bewusstlos auf das Sopha zurück. Der Bauer, welcher ihre Schwäche sah, nahm sie in seine Arme und folgte seiner Frau und Grethchen.

Sie gingen eine breite Treppe hinauf und kamen in ein großes Zimmer mit zwei Fenstern und niedriger Decke. In der Mitte stand ein hohes und breites Bett, mit frischem Leinen überzogen und im Kamin brannte ein helles Holzfeuer.

Der Bauer legte Alice in das weiche Bett und entfernte sich, während seine Frau ihr die Kleider auszog, die sie seit mehreren Tagen nicht vom Körper gethan hatte.

Grethchen kleidete sich ebenfalls aus und legte sich neben ihrer Herrin ins Bett, wie diese ihr geheißen. Dann brachte die Wirthin zwei Gläser heißen Weines und nöthigte ihre Gäste zu trinken; nachdem diese die Gläser geleert, entfernte sie sich leise und überließ Beide dem Schlafe.

"Eins weiß ich gewiß", war Grethchen's letzter Gedanke, mit dem sie einschlief, "und das ist, daß Mr. Craiton zu uns kommen und Alice ihn heirathen wird. Nach all diesen Drangsalen wird sie ihn aus Dankbarkeit heirathen und auch deshalb, um sich vor ihrem Feinde zu schützen!"

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Lady Trevor kehrte von ihrer Fahrt im Park in der schlechtesten Laune zurück. Sie eilte die Stufen ihres Hauses hinauf, Pulfords Beistand abweisend, und er folgte ihr lächelnd mit der Miene als Herr des Hauses.

"Sie werden mich entschuldigen müssen", sagte sie, in der Halle stehen bleibend und sich zu ihm wendend. "Ich muß mich zum Essen umkleiden."

"Es bedarf zwischen Dir und mir keiner Entschuldigung, meine liebe Edith", erwiderte Pulford in herablassendem Tone. "Aber da Du mich daran erinnerst, will ich gehen und mich ebenfalls zum Diner umkleiden. Ich werde zur rechten Zeit wieder hier sein."

Er zog seinen Hut und eilte die Stufen wieder hinab auf die Straße.

Lady Trevor sah ihn mit einem Blick unaussprechlichen Hasses nach. Dann griff ihre Hand nach der Stelle wo sie die Flaschen verborgen hielt, und eilte auf ihr Zimmer.

"Er wird heute bei mir speisen", dachte sie. O, wenn ich dieses Gift in seinen Wein schütten könnte! Wenn sich die Gelegenheit bietet, will ich es thun. Ich will mich so bald als möglich von ihm befreien. Ich werde den rechten Moment abwarten, und wenn er sich heute darbietet, werde ich nicht zögern."

Aus einem Nebenzimmer kam ihre Zofe, um ihr beim Auskleiden behilflich zu sein. Lady Trevor legte Hut und Mantel ab, entließ ihr Mädchen und warf sich auf einen Divan.

"Ich habe stets meinen Willen durchgesetzt, ohne Rücksicht auf Andere", dachte sie, "und ich werde ihn auch diesmal durchsetzen. Ich heirathete Sir Albert Trevor gegen den Willen meines Vaters und Großvaters; mit Sir Albert's Hilfe gewann ich das große Vermögen meiner Stiefmutter. Ich habe diese Alice Romberg aus meinem Wege geschafft und es wird mir ein leichtes sein, auch Pulford zu beseitigen."

Ihre Gedanken weilten nun bei Alice Romberg.

"Wenn das Mädchen todt wäre, würde ich sicher sein," murmelte sie. "Pulford sagt, sie kam in dem alten Gipsenferhaus in vollster Sicherheit verbleiben, bis sie stirbt. Es wäre aber besser, sie wäre todt. So lange sie lebt, ist mir Pulford vielleicht noch nothwendig. Ich werde ihn drängen, das Mädchen zu vernichten, und, wenn er dieses Werk vollführt hat kommt die Reihe an ihn. Ich muß vorsichtig sein. Wenn ich ihn heute das Gift gebe, könnte ich morgen seiner Dienste bedürfen. Ich darf mich nicht übereilen. Mit dieser unfehlbaren Waffe in der Hand kann ich ihn zu jeder Zeit aus der Welt schaffen."

Nach diesen Betrachtungen beschloß sie, alle Unannehmlichkeiten, die ihre Verlobung mit Pulford zur Folge hatte, noch so lange zu tragen, bis sie seine schätzenswerthen Dienste nicht mehr nöthig haben würde.

Ihre Wangen glühten als sie an Lord Glenham dachte, aber sie hatte noch nicht die Hoffnung aufgeben, sein Weib zu werden.

"Ich werde doch noch den Sieg davon tragen," murmelte sie halblaut. "Ich gestehe, daß die Aussichten etwas trübe sind, aber wenn Miß Romberg und Pulford todt sind, wird Lord Glenham, dem Drängen seiner Mutter nachgeben, und sich meines Geständnisses erinnern, sich doch zu mir neigen und mich zu seiner Gattin machen. Ich kann warten. Es wird noch Alles gut werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Trost.

Wenn aus den Augen Schmerzensstränen rinnen
Und qualvoll ringt die Brust in herber Pein;
Dann wend' den Blick zu Gott in jenen Höfen,
Vertrau auf ihn, er wird Dein Retter sein!
Und blickst Du verzweifelnd vor Dich nieder.
Wenn Deine Seel' im Schicksalskampf erbebt' —
Es muß die Nacht dem lichten Tage weichen,
Sieh' wie im Ost das Morgenroth sich hebt.
Es kommt der Lenz nach harten Winterqualen,
Auch Dir winkt neues Glück nach bitt'rer Noth.
Aus stetem Wechsel quillt ein frohes Leben,
Das ewig Einerlei in Deinem Sein ist — Tod.
Bedenk' — es muß der Fluren Saat erstehen,
Wenn es nicht Wechsel gäbe zwischen Licht und Nacht.
O Vater, der das Weltenall beherrscht,
Hast Du nicht liebend jeder Kreatur gedacht?

Oppenheim.

Johanna Gasser.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sommertags- und ein Sommernachts Traum.

Novelle von Caesar Hochstetter. (Wiesbaden).

Wenn es wahr ist, daß einem Menschen die Ohren klingen, wenn von ihm gesprochen wird, so muß es dem guten Professor Hochhard oft wie Sturmgeklänge in den beiden Ohren klingen. Aber glücklicher Weise ist's nicht wahr.

Professor Hochhard ist nämlich ein interessanter Künstler. Obwohl er nicht hübsch ist, und schon ein hoher Dreißiger, schwärmt doch das schöne Geschlecht für ihn und spricht bei jeder Gelegenheit von ihm.

Der Professor ist ein toleranter und freigebiger Herr; er ist keiner von den Künstlern, die das Leben verbielen, verrücken oder verträumen. Er lebt seiner Kunst, der Malerei, mit Fleiß und Ernst und ist sich des künstlerischen Einflusses, welchen er auf seine Schüler ausübt, wohl bewußt.

Wie gewöhnlich hatte Hochhard das Jahr über tüchtig gearbeitet. Neben seiner anstrengenden Lehrthätigkeit fand er noch Zeit und Muße, einige, mit eigenhändigem romantischen Hauber übergossene Bilder — meist Märchenfiguren — zu malen. Jetzt sah er dem Sommer, der seligen Zeit seiner Ferien, mit Lust und Wonne entgegen.

Wie gewöhnlich schmiedete er während des Jahres hunderterlei Reiseprojekte für den Sommer, am sie am Ende, kurz vor den Ferien, alle wieder umzustößen.

„Was soll ich“, sagte sich der kleine geistreiche Herr, „dieses Jahr bei dem abscheulichen kältestem Wetter im Seebad anfangen, was auf den vom Regen ausgewühlten Pfaden in der Schweiz beginnen?“ Plötzlich machte er eine sichtlich zufriedene Miene, ungefähr so wie Pythagoras, als er seinen Lehrsatz gefunden hatte, und acht Tage später fand er sich in einer gemüthlichen Villa im Kreise der Familie seines Bruders, eines wohlhabenden Großindustriellen in einer kleinen Stadt in Sachsen. — Eine originelle Sommerfrische! —

Als der Professor eines Abends mit seinem Bruder und dessen Frau, einer reizenden Brasilianerin, gemüthlich beim dampfenden Grog saß, rief er vergnügten Sinnes: „Kinder, laßt Euch umarmen ich habe einen Göttergedanken!“ und er wiederholte vergnügt: „Ich habe eine famose Idee.“ Er erhob sich von seinem Sitz, warf sich in die Brust und ging, gewaltige Flügel aus seiner Savanna ziehend, in dem stolzen Gitzimmer auf und ab.

Neugierig blickte ihn seine Schwägerin an und bat ihn, endlich sprechen zu wollen.

„Kinder, Ihr kennt doch meinen „Roman ohne Worte?“

„Woher, wieso? Was ist das wieder für ein phantastischer Nonsens“, erwiderte der Bruder, der als Großkaufmann materiellere Interessen vertritt, wie ein Künstler.

„Wißt Ihr denn nicht“, fährt Hochhard fort, „daß sie eine Stunde von hier entfernt wohnt? Ihr Vatte ist dort Direktor einer chemischen Fabrik.“

„Die Sache fängt ja an, complicirt zu werden“, meint der Bruder, dem der Enthusiasmus für die verheiratete Unbekannte nicht recht einleuchten wollte, während die Schwägerin Louise mit der tödlichen Sicherheit der scharfblickenden Frau ausruft: „Sie ist wohl die „Helbin“ Deines Romanes ohne Worte?“

„Ja“ nickte der Professor und ein melancholischer Blick seiner treuerzigen Augen, die über eine ganze Scala von Ausdrucksnuancen verfügen, leitete seine kurze Erzählung ein.

„Sie war meine Schülerin. Vor einigen Jahren kam sie als junges Mädchen, eine aufblühende Knospe, 18 Jahre alt, zu mir und malte mit mir. Kinder, mir wird's warm ums Herz, wenn ich an jene Stunden denke.“

Ich schaute sie an, sie schaute mich an — wir verstanden uns. In unseren Blicken offenbarte sich jene Sympathie, welche tausende von Worten nicht wieder zu geben vermöchten; aber — die 3 kleinen Wörtchen — nie kamen sie über unsere Lippen. Ob sie in mir den Künstler, den Lehrer den Menschen verehrte“, sagte Hochhard, „ich weiß es nicht, heute noch nicht, und — ich wollte es nicht wissen; wußte ich doch, daß sie mich liebte und daß ich sie anbetete und mein platonischer Enthusiasmus ließ Zukunftsgedanken, Heirathsideen kaum aufkommen; ich sagte nur zu dem Augenblick — ein Jahr dauerte dieser Augenblick — vertweile doch du bist so schön!“

Was mir vielleicht aber auch den Mund versiegelte, war das unbewußte Etwas, das mir sagte, daß der Lehrer wie der Arzt die Heiligkeit der ihm anvertrauten Schülerin oder Patientin ehren müsse — daher die stumme Anbetung. Und bei der Trennungsstunde war mir's wie jenem Sklaven aus Venedig: Und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben!“

„Du bist aber, wie es scheint nicht gestorben“, höhnte der Bruder, der den Herzensergüssen des Professors gerne eine satirische Douche verabreichte.

„Als meine Schülerin Theresita“ fuhr Hochhard fort, „ihre Studien beendet hatte, reiste sie nach ihrer Heimath zurück und ein freundschaftlicher Briefwechsel begann. Aber die Umstände, die Verhältnisse ließen es beiden Theilen als geboten erscheinen, die reine platonische Freundschaft nicht mit dem materiellen Eheschlußpunkt zu versehen. Eines Tages theilte mir Theresita mit, daß . . . daß sie sich verlobt habe. Einige Monate später war sie verheirathet und nannte sich Frau Direktor von Reinstädt.“

Der Professor machte eine vielsagende Pause und zündete sich seine Cigarre von Neuem an.

„Ihr wißt, Kinder“, begann er abermals, „ich bin indessen nicht allein Idealist, ich bin auch Philosoph und Optimist.“

„Du bist ein Schwärmer“ unterbrach die brasilianische Schwägerin.

Aber weit entfernt Hochhard zu beruhigen, entlockte sie ihm die Worte: „Was, Du willst in den Tropen Südamerikas geboren sein und sprichst, als wenn Deine Empfindung in Sibirien erstarrt wäre?“

„Kinder“, sagte der Professor von Neuem „Frau Direktor von Reinstädt und ich, sind in platonischer Freundschaft nach wie vor innig verbunden. Morgen muß ich sie sehen“. Hochhard zog bei diesen Worten seine Visitenkarte aus der Tasche und schrieb; er meldete seiner platonischen Freundin für morgen seinen Besuch an.

Bereits am nächsten Morgen um 11 Uhr hatte er angenehme Antwort und reisefertig wie er stets war, bestieg er den elektrischen Wagen, um sich nach der eine halbe Stunde entlegenen Station zu begeben, von wo aus er noch eine halbe Stunde per Dampf zu fahren hatte, um an die von Reinstädt'sche Landhaus zu gelangen.

Als er sich, freudig erregt, in einem Coupé erster Klasse niedergelassen hatte, bemerkte er, daß ihm eine elegante junge Dame gegenübersaß. Trotzdem das interessante vis-a-vis einen reichen Schleier vor dem schöner Antlitz hatte, entging dem Professor nicht, daß er durch diese Verschönerung hindurch scharf fixirt wurde. Da ihm die Dame jedoch vollständig unbekannt war, beschloß er, sich während der kurzen Fahrt nur mit seiner platonischen Ziel zu beschäftigen und sich keinesfalls stören zu lassen.

Da fiel der Dame der Regenschirm aus der Hand — mußte ihn Hochhard, als geborener gentleman, nicht willenlos aufheben? — Ein verbindlich dankendes Nicken der holden Unbekannten, war die Antwort und der Anfang zugleich zu einer Unterhaltung.

„Ja, die Herren werden mit diesen lästigen Cavallierspflichten geboren“, sprach die Unbekannte. „Ich sehe nicht ein, weshalb sich eine junge Dame nicht dieser fabelhaften Mühe unterziehen kann ihr Taschentuch oder ihren Schirm aufzuheben, weshalb sich ein Mann sofort zum Knecht degradirt — und dort wo er Hilfe leisten könnte — einer alten gebrechlichen Dame zu Liebe — verräth er plötzlich eine Art von partieller Paralyse.“

„Bob Tausend“, sagte der zerstreute Professor zu sich selbst, „die Dame hat Verstand und die Zunge auf dem rechten Fleck.“

„Sie haben nicht Unrecht“, gnädiges Fräulein. Das Gebiet der Liebenswürdigkeit hat enge Grenzen und sein Boden ist oft genug nur der Egoismus.“

„Etwas Anderes aber, was ich riesig nett fände“, fuhr die junge Dame unvermittelt fort, „ist, wenn sich zwei Leute einander gleich vorstellen würden, wenn sie miteinander reisen. Meinen Sie nicht auch?“ sagte sie mit entzückender Naivetät.

„Gewiß, mein Fräulein; indessen — — — ich reise nur ein halbes Stündchen, dann trennen sich wohl oder übel unsere Wege vielleicht für immer.“

„Was thut's?" sagte das Fräulein. „Es gibt Zufälle im Leben und von den kleinsten Zufällen hängen oft die wichtigsten Ereignisse ab. Entdeckungen werden so gemacht, Schlachten geschlagen, Romane geschrieben!“

Die bunte Reihe der Beweise schien dem Professor einzuleuchten. — „Mein Name ist Hochhard“ stellte er sich vor, im Vollbewußtsein dessen, daß sein Name einen guten Klang hat.

„Hochhard?“ wiederholte das Fräulein mit gedehntem Accent, „ich habe den Namen schon gehört. Sie sind sicher ein berühmter Mann, Herr Hochhard.“

Dem Professor war zwar nicht entgangen, daß das Fräulein seinen eigenen Namen nicht genannt hatte, aber mit tadelloser Discretion fährt er fort:

„Was ist's mit der Berühmtheit der Menschen für eine traurige Sache. Wenn wir wirklich etwas leisten, so sind wir und unsere Thaten nur ein winziges Atom in dem unermesslichen Weltall! Indessen muß uns das Bewußtsein genügen ein Scheit Holz in das ewige Feuermeer geworfen zu haben. Tragen wir dadurch nicht dazu bei, das Feuer zu weiter erhalten, das einst Prometheus in eifriger Nacht den Göttern gestohlen?“

„Von diesem Feuer, liebes Fräulein, tragen wir sogar einen Funken in uns selbst.“

„Wehe dem, dem dieser Funken erlischt! Für ihn hat Freia, die holde Göttin der Jugend keinen goldenen Apfel mehr. Sehen Sie, dieser Götterfunken ist es, den Schiller in seinem „Dieb an die Freude“ besingt und derselbe Funken fehlt dem armen Goethe'schen Werther, der darob Selbstmord begeht.“

Wem der Funke der Lebensfreude erlischt, der ist ein Greis, der steht lebendig mit beiden Füßen im Grabe.

„Sehen Sie, verehrtes Fräulein, hier in dieser Brust“ — der Professor klopfte sich auf den festen Brustkasten — „hier schlägt ein Herz, das ungefähr so aussehen muß, wie die Wange eines alten Corpsstudenten, der einige Duzend Male auf der Mensur war. Aber das Herz schlägt; es schlägt tapfer weiter und wird jetzt halb eine traurig-süße Stunde zu überstehen haben: Ein Wiedersehen mit ihr!“ — Das wollte der Professor eigentlich nicht laut sagen.

„Mit wem?“ fragte die junge Dame mit schelmischem Accent und um ihren schönen Mund zuckte ein heimliches Lächeln.

„Verzeihen Sie, geehrtes Fräulein, ich ging zu weit. Doch es sei: Offenheit gegen Offenheit. Neben dem Feuer der Liebe ist das Feuer der Wahrheit das einzige menschenwürdige Stadium. Ich reise zu einer Verwandten, aber nicht zu einer Blutsverwandten, sondern zu einer Wahlverwandten, Verwandtschaftsklasse, die von Goethe entdeckt wurde.“ Hochhard schaute plötzlich auf die Uhr und sah, daß leider keine Zeit zum Erzählen mehr war. „Ich bin sofort am Ziel, so leben Sie denn wohl, liebe Unbekannte, ich werde Ihnen, sollte uns ein glücklicher Zufall noch einmal zusammenführen — — — später, später — — — meinen Roman ohne Worte erzählen.“

„Aber ich steige ja auch an dieser Station aus“, rief das Fräulein dem überraschten Professor zu.

Der Zug hielt.

Dem Professor schritt mit freudigem Antlitz seine ihn erwartende Freundin Theresita entgegen und seine Nahrung verbergend, grüßte er mit Wärme. Dann ging Theresita auf die dem Coupé ebenfalls entstiegene Dame zu, umarmte und küßte sie und sagte „Herr Professor, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Schwester Senta vorstelle.“

Theresita von Reinstädt, welche ihre Schwester mittelst Draht eingeladen hatte, sie heute zu besuchen, da sie sehr interessanten Besuch empfangen, begann: „Lieber Professor, wollen Sie den Weg zu unserer nahe gelegenen Villa zu Fuß machen oder fahren Sie lieber? Der Wagen steht bereit.“

Der Professor gestand, daß ihm frische Luft und Bewegung jetzt lieber sei.

„Nehmen Sie mir meinen Scherz übel?“ sagte Senta zu Professor Hochhard: „Ich hatte Sie gleich erkannt, als Sie den Zug bestiegen, denn in dem Boudoir meiner Schwester habe ich ihr treffendes Portrait oft genug studiert und die an den fliegenden Holländer erinnernde Ähnlichkeit prägte mir Ihr Bild fest genug ein. Sie können sich jetzt denken, daß der arme Senta bei der freudigen Ueberraschung Sie zu sehen, zum mindesten der Regenschirm entfallen mußte. Und bei diesem Geständnis loberten die Augen der reizenden Coupégenossin auf.“

Als Lebenskünstler ripostierte der Professor scherzend, obwohl er innerlich eine doppelte Erregung fühlte und sich einen Augenblick beinahe für Torquato Tasso gehalten hätte. „Ihr Ideal „Der Liegende“ ist 7 Jahre auf dem Meere gefahren, ich aber nur eine halbe Stunde mit dem Dampfschiff.“

Bald sahen die drei Freunde — Senta und der Professor hatten sich rasch angefreundet — in dem entzückenden Salon der Reinstädt'schen Villa.

Es wurde in ungezwungener Weise von früheren schönen Zeiten gesprochen. Direktor von Reinstädt hatte noch in seinem chemischen Laboratorium zu thun und wurde erst in einer Stunde erwartet.

Die Zeit verging im Fluge.

Frau von Reinstädt und ihr platonischer Freund freuten sich aufrichtig des Wiedersehens und Fräulein Senta freute sich nicht weniger, obwohl sie zunächst nur stumme Zuhörerin sein konnte bei der eifrigen Unterhaltung des Professors mit ihrer Schwester.

„Herr Direktor Reinstädt kommt“, meldete ein Diener.

„Mein Mann — Herr Professor Hochhard“, stellte Frau Theresita ungezwungen von Tadellose Begrüßung der beiden Herren, die sich nun beim beginnenden Luncheon gegenüber saßen; zur Rechten des Professors saß Theresita, zur Linken Senta. Man sprach über Malerei, Chemie und moderne Dichtungen. Die Unterhaltung bestritten jetzt hauptsächlich Senta und der Professor, kaum war der Nachschiff serviert, als Direktor v. Reinstädt sagte: „Die Pflicht ruft, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Professor, wir sehen uns vielleicht noch heute Abend. Hochhard grüßte freundlich und nahm es dem pflichteifrigen Direktor wirklich nicht übel, daß er ihn mit seinen Freundinnen allein ließ.“

(Schluß folgt.)

Warum soll man Kathreiner's Malzkaffee verwenden?

Weil er als Zusatz zum Bohnenkaffee diesen weitaus köstlicher macht und dem Geruch einen milden, besonders angenehmen Geschmack verleiht. Das ist tausendfach erwiesen und von allen erfahrenen Hausfrauen anerkannt. 26/170

3 Vorzüge

vor allen Hausmitteln und Medicamenten, nämlich Wirksamkeit, Billigkeit und Vielseitigkeit hat

Flucol (100% austral. Eucalyptus-Öl).

Eine Flasche dieses wunderbaren Naturproductes ersetzt eine ganze Hausapotheke. Die Heilwirkung ist bei Asthma, Rheumatismus, Magen Schmerz, Migräne und noch in vielen anderen in der Gebrauchsanweisung angegebenen Fällen eine gleich gute und schnelle. „Flucol“ sollte in keiner Familie fehlen. Nur ach. in verschlossenen Flaschen zu Mk. 2 u. Mk. 1 käuflich in den Apotheken und Drogerien. 4982



Wir Waschweiber wollten wohl weisse Wäsche waschen, wenn wir wüssten, welches Waschmittel wirklich weisse Wäsche wäscht?

Das thut
Dr. Thompson's Seifenpulver
mit dem **SCHWAN**.
Man verlange es überall 59328/

Kochäpfel,

10 Bld. 90 Pfennig,
zu haben

Sedanstr. Nr. 3.